

Christian Wiebe

## Herausforderung des Todes. Perspektiven einer produktiven Rezeption des 'Ackermann' von Johannes von Tepl

DOI: <https://doi.org/10.25716/amad-85473>

Aufsatz in einem Sammelband | Article in an edited volume, 2023, (2022)



### Empfohlene Zitierweise | Suggested Citation:

Christian Wiebe, Herausforderung des Todes. Perspektiven einer produktiven Rezeption des 'Ackermann' von Johannes von Tepl, in: Klassiker der Frühen Neuzeit, hrsg. von Regina Toepfer unter Mitarbeit von Nadine Lordick (Spolia Berolinensa 43), Hildesheim 2022, 57-74. DOI: <https://doi.org/10.25716/amad-85473>.



hebis.



BAYERISCHE  
AKADEMIE  
DER  
WISSENSCHAFTEN



**HEIDELBERGER AKADEMIE  
DER WISSENSCHAFTEN**  
Akademie der Wissenschaften  
des Landes Baden-Württemberg



Sächsische Akademie  
der Wissenschaften zu Leipzig

Christian Wiebe

## Herausforderung des Todes

### *Perspektiven einer produktiven Rezeption des ‚Ackermann‘ von Johannes von Tepl*

*Grymmyger tilger aller landt, schedlicher ächter aller welte, frayssamer mörder  
aller lewte, jr Todt, euch sey verfluchet! Gott, ewer tremen, hass euch, vnselden  
merung wone euch bey, vngluck hause gewaltiglich zu euch, zumal geschannt  
seyt ymmer! (A., 6)<sup>1</sup>*

Grimmiger Zerstörer aller Länder, schädlicher Verfolger aller Welt, grausamer Mörder aller Leute, ihr Tod, Euch sei geflucht! Gott, Euer Schöpfer, hasse Euch, Unheils Auswuchs sei mit Euch, Unglück hause verheerend bei Euch, gänzlich entehrt seid immer!

Mit diesen Worten beginnt der Ackermann seine Klage im ‚libellus ackerman‘, im Ackermann-Büchlein, worin er den Tod mit allen rhetorischen Waffen angreift, die ihm zur Verfügung stehen. Er wendet sich im ersten Kapitel an den Tod mit einer Kaskade von Verwünschungen und Flüchen, denn seine Frau, so erläutert er später, ist verstorben, und er möchte deshalb den Tod *in persona* zur Rechenschaft ziehen. Der Angriff, den er gegen den Tod führt, ist radikal,

---

<sup>1</sup> Zitiert nach Johannes von Tepl: Der Ackermann. Frühneuhochdeutsch/Neuhochdeutsch. Hg., übers. u. komm. v. Christian Kiening. Stuttgart 2002 (= A.). Auch die Übersetzungen sind dieser Ausgabe entnommen.

er will den Tod besiegen; ein Unterfangen, das selbstverständlich kaum gelingen kann. Doch damit berührt er das Problem des ‚Klassikers‘, denn Literatur kann den Tod überdauern, also den Nachruhm sichern, entweder der besungenen Person oder des Sängers.<sup>2</sup> Genau das macht den Klassiker aus: eine Dauer der Wirkung, die sich entweder aus den Qualitäten eines Textes als Anspruch ableiten lässt oder sich in einer langanhaltenden Rezeption bereits zeigt.<sup>3</sup> Der Klassiker widersteht dem Tod.

Das Ende des ‚Ackermann‘ lässt sich auch im Hinblick auf das Bleibende in der Literatur lesen. Nach dem Urteil Gottes, das dem Streit zwischen Ackermann und Tod folgt, ist es in einer Welt, die innerhalb der Ordnung Gottes angesiedelt ist, konsequent, dass der Ackermann nun Gott als den Stifter dieser Ordnung anerkennt. Das Urteil, das Gott spricht, weist dem Tod den Sieg zu. Der Tod siegt faktisch, weil er nicht von Gott gezwungen wird, der Toten das Leben zurückzugeben. Damit hat der Tod also gesiegt, womit die Faktizität, die Unwiederbringlichkeit des Todes im literarischen Text bestätigt wird. Der Ackermann spricht daraufhin ein langes Gebet, das aus einer Vielzahl an Invokationen, also Anrufungen Gottes, besteht und das in eine Fürbitte für die verstorbene Frau mündet, womit er sich wieder in die Gemeinde einreicht.<sup>4</sup> Vor allem hat die kunstfertige Rede das Feld gewechselt: vom Disput zum Gebet. Das Subjekt, das den Streit geführt hat, bleibt nicht

---

<sup>2</sup> In einem Zusammenhang des Schreibens über Religion formuliert George Pattison prägnant mit Blick auf den Wandel der Wahrnehmung von Künstler und Sujet im Laufe der Geschichte: „Raphael painted a Madonna, but we see a Raphael.“ George Pattison: *Writing Christianity in a Post-Christian Age*. In: Herman Deuser u. Markus Kleinert (Hgg.): *Sokratische Ortlosigkeit. Kierkegaards Idee des religiösen Schriftstellers*. Freiburg, München 2019, S. 334–349, hier S. 341.

<sup>3</sup> Die Diskussion um Kriterien der Kanonbildung – und auch den Zusammenhang von ästhetischer Qualität und Rezeption etc. – wurde in der Forschung breit diskutiert und soll an dieser Stelle nicht wiederholt werden. Aus mediävistischer Perspektive hat Regina Toepfer die wesentlichen Kriterien und auch die Spezifika eines ‚mittelalterlichen Klassikers‘ benannt; vgl. Regina Toepfer: *Wie wird ein Werk zum Klassiker? Kriterien, Probleme und Chancen mediävistischer Kanonbildung*. In: dies. (Hg.): *Klassiker des Mittelalters*. Hildesheim 2019 (*Spolia Berolinensia* 38), S. 1–33. Einige Aspekte werden im Folgenden noch aufgegriffen.

<sup>4</sup> Vgl. Albrecht Dröse: *Die Poetik des Widerstreits. Konflikt und Transformation der Diskurse im ‚Ackermann‘ des Johannes von Tepl*. Heidelberg 2013, S. 200. Ein Beispiel für diese Invokationen sei zitiert: *Nothelffer in allen engsten, vester knode, den niemant auffgebinnedenn mag, volkomens wesen, das aller volkomenbeyt mechtig ist, aller heymlichen vnde niemants wissender sachen wahrhaftiger erkennen, ewiger frewden spendter, jrdischer wunnen storer, wirt, jngesinde vnde haußgenoss aller guten lewte, jeger, dem alle spur vnuerborgten sein, aller synnen ein*

sprachlos zurück. Das bedeutet auch, der Ackermann bleibt.<sup>5</sup> Nicht seine Frau kommt ins Leben zurück, sondern hier bleiben der Ackermann und zugleich der Autor selbst, der sich in dieses Gebet eingeschrieben hat. Das 34. Kapitel ist in einzelne Abschnitte eingeteilt, in denen ein Akrostichon zu finden ist, das Johannes von Tepl in der Kapitelüberschrift genau erläutert:

*Hie bitt der Ackerman fur seiner frauwen sele.  
Der roten buchstaben die grossen nennent als den klager.  
Diß cappittel stett eins bets weyse  
vnde ist das xxxiiij cappittel. (A., 76)*

Hier bittet der Ackermann für die Seele seiner Frau.  
Von den roten Buchstaben nennen die großen den Kläger.  
Das Kapitel hat die Form eines Gebets  
und ist das 34. Kapitel.

Es ergibt sich der Name Johannes. Damit wird der Kläger zum Autor, der sich nun in der Anrufung Gottes festhält. In dieser Anrufung Gottes wird das Subjekt nicht zum Verschwinden gebracht – im Gegenteil, der personifizierte Tod ist wieder zu einem Abstraktum geworden. Es bleiben Gott und Johannes, der Kläger-Autor, der die Macht des Todes und der Vergänglichkeit bestritten hat. Die Literatur vollzieht, was die Klage gegen den Tod im Text nicht erreichen kann, ein Überdauern, ein Überleben. Damit sei auf eine Deutungsmöglichkeit des Textes, der sich nämlich selbst als Text begreift, hingewiesen, aber keinesfalls gesagt, dass Johannes von Tepl mit dem Text seinen Nachruhm im Blick hatte. Allerdings weist die frühe Rezeption bereits in die Richtung einer Kanonisierung. Der ‚Ackermann‘ gehört zu den Texten des 15. Jahrhun-

---

*feiner einguß, rechter vnd zusammenhalter aller mittel vnd zirckelmaß, genediger erborer aller zu dir ruffender, erbore mich! (A., 78).*

<sup>5</sup> Anders sieht das Nigel F. Palmer, der schreibt, sowohl der Tod als auch der Ackermann seien am Ende „aufgehoben“. Dem widerspricht, wie Palmer einräumt, die Kapitelüberschrift, deren Echtheit er bestreitet. Plausibler erscheint es, so wie Dröse es vorschlägt, dass am Ende textexterne Instanzen einbezogen werden, also „Kläger und Autor, Leser und Hörer zu einer Sprechergemeinschaft“ werden. Allein der Tod wäre damit im Text als Figur zum Verschwinden gebracht. Vgl. Nigel F. Palmer: Der Autor und seine Geliebte. Literarische Fiktion und Autobiographie im ‚Ackermann aus Böhmen‘ des Johannes von Tepl. In: Elizabeth Anderson u. a. (Hgg.): Autor und Autorschaft im Mittelalter. Kolloquium Meißen 1995. Tübingen 1998, S. 299–322, hier S. 307–309; und vgl. Dröse: Die Poetik des Widerstreits (Anm. 4), S. 200.

derts, die eine größere Verbreitung erfuhren. Die Zahl der Handschriften und Drucke im 15. und 16. Jahrhundert lässt erahnen, dass er zu den „beliebtesten nicht-pragmatischen Texten“<sup>6</sup> dieser Zeit gehört. Auch die Ausstattung zeigt eine Wertschätzung des Buches und deutet in die Richtung eines Klassikers. Neben die frühe Rezeption tritt die angedeutete Literarizität des Textes, der seine Poetik und Rhetorik markant ausstellt. Diese Lesart, die das Rhetorische hervorhebt, wird unterstützt durch eine erhaltene Briefabschrift: Johannes hatte einem Freund den ‚Ackermann‘ übersandt und das Begleitschreiben betont die Rhetorizität des Textes.<sup>7</sup> Vergleichsweise ausführlich schreibt er über die rhetorischen Formen des Textes und vergleichsweise wenig über den Inhalt.

Um die ‚Kanontauglichkeit‘ des ‚Ackermann‘ nun weiter entfalten zu können, soll zunächst die Rhetorik des Textes kurz in den Blick kommen. Von dort ausgehend werde ich einen Blick auf die Rezeption vor allem in der Moderne werfen, um nachzeichnen zu können, wie der Text produktiv rezipiert werden kann.<sup>8</sup>

## 1. Die Rhetorik im ‚Ackermann‘

Die ausgefeilte, brillante Rhetorik im ‚Ackermann‘ lässt sich an zahllosen Textstellen nachvollziehen und hier nicht erschöpfend darstellen, beispielhaft sei aus dem 17. Kapitel zitiert:

---

<sup>6</sup> Christian Kiening: Nachwort. In: Johannes von Tepl: *Der Ackermann* (Anm. 1), S. 159–179, hier S. 175.

<sup>7</sup> Vgl. A., S. 82; vgl. auch Christian Kiening: Johannes von Tepl, *Der Ackermann* (um 1400). In: Cornelia Herberichs u. Christian Kiening (Hgg.): *Literarische Performativität. Lektüren vormoderner Texte*. Zürich 2008, S. 281–296, hier S. 285.

<sup>8</sup> Thomas Scharff hat nachdrücklich darauf hingewiesen, dass es vor allem von Bedeutung sei, die eigenen Kriterien offenzulegen, weshalb ein Text zum Kanon gehören solle oder eben nicht. Die ‚Anschlussfähigkeit‘ (Luhmann) eines Textes scheint mir hier von besonderer Bedeutung zu sein; vgl. Thomas Scharff: Ein Klassiker mittelalterlicher Geschichtsschreibung. Einhard’s ‚Vita Karls des Großen‘. In: Regina Toepfer (Hg.): *Klassiker des Mittelalters* (Anm. 3), S. 35–58. Zum Begriff der Anschlussfähigkeit bei Luhmann vgl. ders.: Was ist Kommunikation? In: ders.: *Soziologische Aufklärung*, Bd. 6. Die Soziologie und der Mensch. Wiesbaden 2008, S. 109–120; und vgl. ders.: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt a.M. 1984, bes. S. 196 u. S. 217f. Der Begriff der Anschlussfähigkeit lässt sich für die Rezeptionsforschung adaptieren; vgl. Christian Wiebe: *Der witzige, tiefe, leidenschaftliche Kierkegaard. Zur Kierkegaard-Rezeption in der deutschsprachigen Literatur bis 1920*. Heidelberg 2012, S. 43–50.

*Jr icht, ewer segensß harwe für sich. Wie ist dann dem, daß sie mer distel dann gut plumen, mer meußß dann cameln, mer boser lewt dann guter vnuersert lest beleiben? Nennt mir, mit dem finger weist mir: wo seint die frommen, achtperen lewt, als vor zeitten waren? Ich wen, jr hapt sie hin. Mit jn ist auch mein liep; [...]. (A., 34)*

Ihr behauptet, Eure Sense mähe vor sich hin. Wie ist es dann damit, daß sie mehr Disteln als ansehnliche Blumen, mehr Mäuse als Kamele, mehr schlechte Leute als gute unversehrt läßt? Nennt mir, mit dem Finger zeigt mir: Wo sind die guten, geachteten Leute, wie sie vor Zeiten lebten? Ich denke, Ihr habt sie hingerafft. Mit ihnen ist auch meine Liebste; [...].

Eine Behauptung des Todes greift der Ackermann auf („Eure Sense mähe vor sich hin“), die dann als falsch dargestellt werden soll. Es folgen zwei metaphorische Vergleiche, die auf die vorhergehende Rede des Todes Bezug nehmen, es bleiben mehr Disteln als Blumen und mehr Mäuse als Kamele unversehrt, was bedeuten soll: Der Tod ergreift zu oft die guten Menschen und verschont die schlechten. Dann folgt die rhetorische Frage, wo die achtbaren Menschen seien, die der Tod dem Ackermann zeigen soll; er fordert eine Deixis, ein unmittelbares Zeigen mit dem Finger. Von diesem Befund aus, die guten Menschen sterben und sind nicht mehr zu finden, konkretisiert der Ackermann nun: Auch meine „Liebste“ ist dahin.

Es ist allerdings nicht ‚bloße‘ Rhetorik wie aus dem Lehrbuch, sondern es sind Argumente, vor allem ein Argument: der Tod ist nicht gerecht, was innerhalb einer als gerecht gedachten Weltordnung sein Handeln scharf infrage stellt. Gerade aus einer heutigen Perspektive sind diese Argumente oftmals nachvollziehbar vorgetragen, weil im Text nicht ständig mit dem Gedanken an Gottes gerechte Welt hantiert wird: Der Ackermann steht mit beiden Beinen erstaunlich sicher im Diesseits der Welt.<sup>9</sup> Es ist somit eine zynische

---

<sup>9</sup> Christian Kiening schreibt: „Dergestalt entsteht eine mehrschichtige performative Dynamik, die indes von der Forschung weit mehr hinsichtlich der Strukturen und Traditionen der Argumente als hinsichtlich ihrer Performativität betrachtet wurde. Erst diese lässt aber deutlicher die Eigenart eines Textes erkennen, der mit und an der Sprache eine sich von der Theologie emanzipierende Anthropologie entwirft und genau darin mit manchen Werken des Renaissancehumanismus zusammentrifft.“ Ders.: Johannes von Tepl, *Der Ackermann* (um 1400) (Anm. 7), S. 286; und vgl. ebd., S. 292.

Deduktion, die der Ackermann vornimmt: Die guten Menschen sind dahin, deshalb ist es folgerichtig, dass seine Liebste auch dahin ist.

Der Tod reagiert auf solche Angriffe über weite Strecken kühl, witzig, manchmal ironisch, wie zum Beispiel in seiner Antwort auf die vorangegangene Passage:

*Wer von sachen nicht enweiß, der kan von sachen nit gesagen. Also ist vns auch gescheen. Wir westen nit, das du als ein richtiger man werest. Wir haben dich lang erkannt, wir hettent aber dein vergessen. Wir waren do bey, do fraw Weyßheytt dir die weißheytt mitteylet, do herr Salomon an dem totbett dir sein weißheytt verreychet [...]. Wir sahen dich die stern zelen, des meres grieff vnd sein vische rechen, der regentropfen reyten. Wir sahen geren den wettlauff an dem hasen. [...] Do du Neronem vnterweytest, das er gut tett vnde gedultig wesen solte, do horcht wir gutlichen zu. Vns wundert, das du keyser Julium jn einem roren schiff vber das wilde mere fürtest an danck aller sturmwinde. [...] Do dich gott beruffet jn seinen rat zu gesprech vmb frauwen Euä vall, allererst wurden wir deiner weysheytt jnnen. Hett wir dich vor erkannt, wir hetten dir gefolget; wir hetten dein weyp und alle lewte ewig lassen leben. Das het wir dir allein zu eren getan, wann du bist zumal ein cluger esell! (A., 36f.)*

Wer von den Dingen nichts weiß, der kann von den Dingen nichts sagen. So ist es auch uns gegangen. Wir wußten nicht, daß Du so ein trefflicher Mann wärest. Wir kennen Dich lange, wir hatten Dich aber vergessen. Wir waren dabei, als Frau Weisheit Dir die Weisheit einflößte, als Herr Salomon auf dem Totenbett Dir seine Weisheit anvertraute [...]. Wir sahen Dich die Sterne zählen, des Meeres Sandkörner und seine Fische berechnen, die Regentropfen veranschlagen. Wir sahen mit Vergnügen den Wettlauf gegen den Hasen. [...] Als Du Nero unterwiesest, daß er gut handeln und geduldig sein sollte, da hörten wir wohlwollend zu. Wir staunten, daß Du Kaiser Julius in einem Schilfkahn über das wilde Meer brachtest, ungeachtet aller Sturmwinde. [...] Als Dich Gott in seinen Rat berief zum Gespräch über Frau Evas Fall, da zuallererst wurden wir auf Deine Weisheit aufmerksam. Hätten wir Dich früher erkannt, wir wären Dir gefolgt, wir hätten Deine Frau und alle Leute ewig leben lassen. Das hätten wir Dir allein zu Ehren getan, denn Du bist fürwahr ein kluger Esel!

Die Ironie, ja der Sarkasmus des Todes wird deutlich, den er nicht den ganzen Text über durchhält, aber hier einmal besonders scharf hervorkehrt. Die Klugheit des Ackermanns zieht der Tod ins Lächerliche und führt das Ganze zu dem Schluss, dass nach dessen Weisheit alle Menschen ewig leben sollten.

Besonders hervorzuheben ist die Dynamik der Argumentation. Im nächsten Kapitel, das auf die beißende Ironie des Todes folgt, ändert der Ackermann seinen Ton und fordert gar Trost vom Tod ein. Der Ackermann gelobt Besserung, sollte er etwas Unrechtes gegen den Tod vorgetragen haben, ist sich allerdings keiner Schuld bewusst. Die Ausgangslage ist zwar statisch: Ein Kapitel lang spricht der Ackermann, ein Kapitel lang spricht der Tod – und die Kapitel sind zudem stets von ähnlicher Länge. Doch trotz dieses strengen Aufbaus entfaltet das Gespräch eine mitreißende Dynamik. Die Veränderung des Tons und die Verlagerungen des Themas verleihen dem Text eine erstaunliche Lebendigkeit. Der Streit verbleibt nicht im Austausch derselben Argumente oder ergeht sich scholastisch in endlosen Deduktionen, sondern seine Rhetorik glückt tatsächlich. Die Klage des Ackermanns um seine Frau, sein Anstürmen gegen die Gewalt des Todes können überzeugen, aber ebenso der kluge, ironische Tod, der ebenfalls nicht statisch bleibt, sondern sich partiell auf die Perspektive des Ackermanns einzulassen bereit ist, um sie dann freilich zurückzuweisen. Er erläutert dem Ackermann:

*Zorniger man kan den man nicht entscheyden. Hettestu vns vormals gutlichen zugesprochen, wir betten dich gutlich vnterweiset, das du nicht billich den tot deins weibs clagen soltest vnde beweynen. (A., 40)*

Ein zorniger Mann kann über einen anderen nicht urteilen. Hättest Du Dich zuvor im guten an uns gewandt, wir hätten Dich im guten belehrt, daß Du nicht ungebührlich den Tod Deiner Frau beklagen und beweinen solltest.

Diese Dynamik wurde in der umfangreichen Forschung zum ‚Ackermann‘ mehrfach hervorgehoben und auf unterschiedliche Weise interpretiert, zwei Ansätze seien herausgehoben: Christian Kiening hat vorgeschlagen, die beiden Figuren auf einer Metaebene in der Interpretation wieder zusammenzuführen.<sup>10</sup> Zwar greift der Ackermann den Tod scharf an, und der Tod kontert diese Attacken, aber im gesamten Text scheint sich doch eine Form des Trostes durchzusetzen: Damit ist eine dialektische Position eingenommen, die beide

---

<sup>10</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden Christian Kiening: Schwierige Modernität. Der ‚Ackermann‘ des Johannes von Tepl und die Ambiguität historischen Wandels. Tübingen 1998, bes. S. 414–433.

Kontrahenten in einer Synthese zusammendenken will. Konkret ließe sich das stark vereinfacht so auflösen: Wenn ein nahestehender Mensch stirbt, können beide Positionen zunächst zugleich gültig sein: Der Tod ist ungerecht, gar furchtbar, und zugleich gilt, ich muss mich fügen. Zorn – also der Ackermann – und stoisches Selbstbeherrschen-Wollen – der Tod – sind beides mögliche Reaktionen, die sich zwar logisch auszuschließen scheinen, aber doch in einem Subjekt realisiert sein können. Insgesamt setzt sich, nach Kiening, eine Form des Trostes im Text durch.

Anders stellt Albrecht Dröse die Dynamik als grundsätzlich unauflösbar heraus: Es fehle eine gemeinsame Urteilsregel, nach der der Streit entschieden werden könnte. Das bedeutet, die unterschiedlichen Redeformen bleiben innerhalb des Textes jeweils in ihrem Recht. Die Kontrahenten verlagern den Streitgegenstand und verändern den Ton der Rede, aber es bleiben konkurrierende Diskurse.<sup>11</sup>

Eine Entscheidung für eine der beiden Lesarten – oder eine dritte – muss für die Diskussion der Klassizität gar nicht getroffen werden, da es vor allem um die erstaunliche, dynamische Rhetorik selbst und die daraus resultierende Deutungsoffenheit geht. Der Text ist äußerst komplex, wie sich an diesen Interpretationen zeigt. Er fordert differierende Deutungen heraus, was darauf hinweist, dass es sich um einen Klassiker handelt. Die Forschung selbst wiederum, die diesen Impulsen nachgeht, deutet ebenfalls in diese Richtung. Eine breite Forschungsdiskussion ist gleichsam Arbeit am Kanon.<sup>12</sup>

## 2. ‚Der Ackermann‘ im böhmischen Frühhumanismus

Die rhetorische bzw. ästhetische Qualität reicht nicht aus, um einen Text als Klassiker zu bezeichnen. Wolfgang Braungart ergänzt den Bereich der ‚Lebenswirklichkeit‘ oder ‚Lebenswelt‘.<sup>13</sup> Erst der zweifache Anspruch von ästhe-

<sup>11</sup> Vgl. Dröse: *Die Poetik des Widerstreits* (Anm. 4), bes. S. 12.

<sup>12</sup> Vgl. Toepfer: *Wie wird ein Werk zum Klassiker* (Anm. 3), S. 21.

<sup>13</sup> Vgl. Wolfgang Braungart: *Die Kunst ist keine Immaculata. Einige Thesen zur Bedeutung schöner Stellen für die Kanonbildung. Auch der Versuch einer Antwort an Heinz Schlaffer*. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 68/1 (2018), S. 89–105, bes. S. 89–95. Die doppelte Bestimmung des Klassischen findet sich markant zum Beispiel bereits bei Kier-

tischer Qualität und Lebenswelt mache einen Text kanontauglich. Es wäre falsch, diese Lebenswelt vor allem auf den Autor zu beziehen: Der Text selbst muss seine Lebenswelt mitbringen. Dennoch ließe sich nun in Bezug auf den ‚Ackermann‘ auch an die Lebenswelt des Autors denken, an das frühhumanistische Böhmen um 1400.<sup>14</sup> Jedenfalls gab es Versuche, den Text gerade von dort aus zu einem Klassiker zu machen: als Klassiker einer böhmischen Literatur, dessen Rezeption auf diese Herkunft, d.h. auf die Lebenswelt des Autors, gelenkt werden sollte. Bereits die Titelgebung deutet darauf hin, da der Text immer wieder als ‚Der Ackermann aus Böhmen‘ verlegt wurde. Wie weitreichend diese Entscheidung war, zeigt sich derzeit noch im Wikipedia-Artikel, der den Text unter diesem Eintrag – ‚Der Ackermann aus Böhmen‘ mit dem Zusatz „(auch: Der Ackermann und der Tod)“<sup>15</sup> – führt. Die Wissenschaft hat in Zeiten, in denen die nationale Literaturgeschichtsschreibung eine Blüte hatte, diese Herkunft immer wieder zum Ausgangspunkt genommen. Karl Beer, der sich mit der Geschichte Böhmens befasst hat, schreibt:

Im Jahre 1917 brachten Alois Bernt und Konrad Burdach die Neuauflage des Dialogs ‚Der Ackermann aus Böhmen‘ heraus. [...] Burdach stellte hernach bedauernd fest, daß eine Reihe von berufenen wissenschaftlichen Organen es unterlassen hatte, von der Edition in einer Anzeige oder Kritik Kenntnis zu nehmen.

---

kegaard formuliert: „Dies schlechthinige gegenseitige Durchdringen aber, welches bewirkt, daß man, wenn man begrifflich scharf sich ausdrücken will, ebenso gut sagen kann, ‚der Stoff durchdringe die Form‘ wie ‚die Form durchdringe den Stoff‘, dies gegenseitige sich Durchdringen, dies Gleich um Gleich in der unsterblichen Freundschaft des Klassischen kann dazu dienen, das Klassische von einer neuen Seite zu beleuchten und es so zu begrenzen, daß es nicht zu weitschichtig [reichhaltig] wird. Diejenigen Aesthetiker nämlich, welche einseitig die dichterische Tätigkeit betonen, haben diesen Begriff so sehr ausgeweitet, daß jenes Pantheon in dem Maße bereichert, ja überladen worden ist mit klassischen Schnurrpfeifereien und Bagatellen, daß die natürliche Vorstellung einer kühlen Halle mit einzelnen bestimmten großen Gestalten gänzlich unterging und jenes Pantheon eher zu einer Polsterkammer ward.“ Sören Kierkegaard: Entweder / Oder. Erster Teil. In: ders.: Gesammelte Werke. 1. Abt. Hg. u. übers. v. Emanuel Hirsch. Düsseldorf 1964, S. 55.

<sup>14</sup> Vgl. den konzisen Überblick bei Marina Münkler: Volkssprachlicher Früh- und Hochhumanismus. In: Werner Röcke u. dies. (Hgg.): Die Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. München, Wien 2004 (Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart 1), S. 77–96, hier S. 77–84.

<sup>15</sup> Der Ackermann aus Böhmen. [https://de.wikipedia.org/wiki/Der\\_Ackermann\\_aus\\_B%C3%B6hmen](https://de.wikipedia.org/wiki/Der_Ackermann_aus_B%C3%B6hmen) (Zugriff: 13.03.2020).

Unter den in diesem Zusammenhange von Burdach genannten Organen stehen auch die Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Was man vor Jahren schuldig blieb, das soll durch nachfolgende Ausführungen eingelöst und erwiesen werden: daß der Leistung, die unser Landsmann Bernt im Verein mit Burdach vollbrachte, bei den Forschern, denen die Aufhellung der sudetendeutschen Vergangenheit als wichtige Aufgabe erscheint, die Anerkennung nicht vorenthalten blieb. [...] Was die Stellung, Abhängigkeit und Wirkung des Dialogs betrifft, ist dieser für Burdach ein Denkmal humanistischen Geistes, das an der Wende zweier großer geistesgeschichtlicher Epochen auf deutsch-böhmischen Boden erwachsen ist und das, wie es einerseits deutliche Spuren italienischen Einflusses erkennen läßt, andererseits den südwestdeutschen Humanismus befruchtete. Im Hinblick auf die politische und kulturelle Potenz, die Böhmen im Rahmen des deutschen Reiches im Laufe des 14. Jahrhunderts erlangte, wird man weiterhin an einen solchen Einfluß auf die deutsche Nachbarschaft glauben dürfen [...].<sup>16</sup>

Von dort ausgehend – von der Bedeutung des Textes für eine unmittelbare Rezeption im Humanismus und noch mehr von seiner Qualität – wird der Verfasser Johannes von Tepl schließlich zum böhmischen Petrarca. Die lokale Literaturgeschichtsschreibung, die ihre Berechtigung ohne Frage hat, wurde damit letztlich aufgeblasen im Dienste einer nationalen Superiorität.<sup>17</sup>

An ‚das Böhmisches‘ im Text läßt sich jedoch nicht so leicht anknüpfen. Die Konstellation des Frühhumanismus erhellt Entstehungs- und Rezeptionsbedingungen, aber der Text besticht ja gerade dadurch, dass er offenbar noch zu den Lesenden spricht ohne einen solchen Bezug. Dieses ‚Sprechen‘ des Textes sollte nicht als geschichtsferne Lektüre missverstanden werden, eher als die Möglichkeit einer Lektüre, die mehr umfasst als ein historisches Interesse in einem wissenschaftlichen Zusammenhang. Klassizität kann m.E.

---

<sup>16</sup> Karl Beer: Neue Forschungen über den Schöpfer des Dialogs „Der Ackermann aus Böhmen“. In: Ernst Schwarz (Hg.): Der Ackermann aus Böhmen des Johannes von Tepl und seine Zeit. Darmstadt 1968, S. 60–129 (zuerst im Jahrbuch des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen 3, 1930–1933, S. 1–56), hier S. 60f.

<sup>17</sup> Beer zitiert vor allem Konrad Burdach, um die Bedeutung Johannes' hervorzuheben. Er widerspricht den Wertungen nicht, sondern nutzt die zitierten Wertungen rhetorisch, um ganz deutlich zu machen, wie fatal es sei, so wenig über den Dichter selbst zu wissen. Er schreibt z.B.: „Worin jedoch Joachimsen mit Burdach völlig übereinstimmte, das ist die hohe Wertschätzung des Ackermannsdichters, denn dieser stand nach seinem Bedünken über Petrarca.“ Ebd., S. 61; und vgl. ebd., S. 60–62.

ein Text nicht erlangen, wenn er ausschließlich in germanistischen Seminaren gelesen wird, die Rezeption also im Seminarzusammenhang nicht nur ihren Anfang nimmt, sondern tatsächlich dort verbleibt.

Die Lebenswelt, die Wolfgang Braungart vor Augen hat und an die angeknüpft werden kann, muss für den ‚Ackermann‘ anders bestimmt werden als über die Herkunft des Autors. Es ist selbstverständlich das Thema des Textes, der Tod, das hier bedeutsam ist. Hierbei geht es nicht um eine ‚einfühlende‘ Lektüre in den Text eines betroffenen Subjekts. Es ist äußerst unwahrscheinlich, dass dieser Text tatsächlich den Trauerfall einer geliebten Ehefrau verarbeitet. Über Johannes von Tepl ist mittlerweile gar nicht so wenig bekannt. Seine Frau hieß Clara und überlebte ihn, im Text dagegen wird die Frau des Ackermanns Margaretha genannt. Der Autor des Textes schreibt also nicht als Witwer über einen realen Verlust, sondern er erdichtet ein gelehrtes Werk.<sup>18</sup> Doch das bedeutet nicht, dass das Thema beliebig sei. Die Rezeption in der Moderne macht dies augenfällig.

### 3. ‚Der Ackermann‘ in der Moderne

Die Frage, wann ‚Der Ackermann‘ Klassizität erreicht, ist natürlich Streitbar, aber es spricht aus meiner Sicht viel dafür, dies in die 1910er Jahre zu verlegen. Die Bedeutung des Buches für das 15. und 16. Jahrhundert kann anhand von zahlreichen Drucken nachvollzogen werden. Das Buch wird stark rezipiert, ein ‚Bestseller‘ wie Brants ‚Narrenschiff‘ wird der ‚Ackermann‘ allerdings nicht. Eine breite Leserschaft findet sich auch nicht im 17. Jahrhundert, wenn sich das Deutsche als Literatursprache mehr und mehr durchsetzt. Zwar reißt die Rezeption des kleinen Büchleins vielleicht nie völlig ab, aber es setzt sich aus meiner Perspektive keinesfalls als Klassiker in der Literaturgeschichte fest. Erst 1916 ändert sich die Lage: Alois Bernt überträgt den Ackermann für den Insel-Verlag neu ins Deutsche. Und der Ackermann erscheint als ‚Der Ackermann und der Tod. Ein Streit- und Trostgespräch vom Tode aus dem

---

<sup>18</sup> Vgl. Kiening: *Schwierige Modernität* (Anm. 10), bes. S. 415.

Jahre 1400 von Johannes von Saaz' als Band 198 der Insel-Bücherei.<sup>19</sup> Dieses Bändchen erlebte zahlreiche Neuauflagen und Nachdrucke, die nicht einfach nachzuvollziehen sind, weil der Insel-Verlag damals keine Jahresangaben macht und die Angaben in den Archiven und Bibliotheken zu den Erscheinungsjahren auseinandergehen, aber es werden etliche Zehntausend Exemplare verkauft. Der Erfolg lässt andere Verlage nachziehen: Vom ‚Ackermann‘ entstehen – dann bis heute – immer neue Übertragungen, Nachdichtungen und Adaptionen.

Die Übertragung durch Alois Bernt, die diesen Erfolg auslöst, hat Christian Kiening wohlfeil genannt,<sup>20</sup> was aus wissenschaftlicher Sicht eine zutreffende Kritik sein mag. Zunächst gilt es jedoch etwas genauer nachzuzeichnen, weshalb dieses Bändchen einen solchen Erfolg haben konnte. Alois Bernts Vorrede zu dem Band kann als erste Antwort darauf gelesen werden. Es ist selbstverständlich eine affirmative Lesart zu unterstellen, ein Lesen, das den Text mit dem eigenen Leben in Verbindung zu bringen sucht. Bernt zielt in seiner Vorrede vor allem auf die Figur des Ackermanns, der für ihn zu einem Stellvertreter der Menschheit wird:

[D]er Witwer Johannes ist nicht vielleicht der Saazer Stadtschreiber, sondern der Vertreter der Menschheit, der mit dem Rätsel des Todes ringt und in immer wieder ausbrechender Verzweiflung die Vernichtung des schaffenden warmen Menschenlebens beklagt. So wird das Gedicht zu einem Jammerschrei der Menschheit gegen die blinde Hand des Todes.<sup>21</sup>

Als Vertreter der Menschheit sollte der Ackermann verstanden werden, womit dieser Figur viel zugemutet wird. Die Anbindung an die eigene Zeit wird damit deutlich und das Werk konnte so zu einem Klassiker werden, wenn man Bernt hier folgt: Der Ackermann führt seine Klage für alle Menschen und so kann der Text den Status eines Klassikers beanspruchen. Diese Lesart ist kaum zu halten, steht ja der Ackermann gerade als ein Subjekt, als Kläger-Au-

<sup>19</sup> Johannes von Saaz: Der Ackermann und der Tod. Ein Streit- und Trostgespräch vom Tode aus dem Jahre 1400. In unser Deutsch übertr. u. mit einer Vorrede vers. v. Alois Bernt. Leipzig 1916 [?].

<sup>20</sup> Vgl. Kiening: Nachwort (Anm. 6), S. 178.

<sup>21</sup> Alois Bernt: Vorrede. In: Johannes von Saaz: Der Ackermann und der Tod (Anm. 19), S. 3–10, hier S. 7f.

tor vor dem Tod und dann vor Gott. Der Tod der Ehefrau bedroht das Leben des Ackermanns. Es gibt zwar einige Passagen, in denen der Frau tatsächlich gedacht wird, aber vor allem verweist der Ackermann auf seinen Verlust. Der Tod hat *ihm* etwas entrissen:<sup>22</sup>

*Als lang gott will, muß ich es von euch leiden. Wie stumpf ich bin, wie wenig ich han zu synnenreichen meystern weyßheit gezocket, dennoch weiß ich wol, das jr meynere uren rauber, meynere freunden diep, meynere guten leptag steler, meynere wünnen vernichter vnd alles des, das mir wünsam leben gemacht vnde gelübt hat, zurstorer seyt. (A., 26)*

Solange Gott will, muß ich das von Euch erdulden. Doch, wie beschränkt ich auch bin, wie wenig ich auch bei kundigen Meistern Weisheit aufgesogen habe, so weiß ich doch, daß ihr meines Ansehens Räuber, meines Glücks Dieb, meiner schönen Zeit Stehler, meiner Lust Vernichter und all dessen, was mir lustvoll das Leben und vielversprechend gemacht hat, Zerstörer seid.

Der Ackermann beklagt seine Verluste und wirft diese dem Tod vor. Es ist typisch für einige Reden des Ackermanns, den Tod als seinen Gegner aufzufassen. Als hätte der Tod ihn, den Ackermann, herausgefordert oder bedroht. Der Ackermann sieht sein eigenes Leben vom Tode zerstört, was ihm die Möglichkeit eröffnet, den Tod seinerseits anzuklagen. Bernt dehnt allerdings, und dieser Aspekt ist festzuhalten, die Gültigkeit der Klage gegen den Tod bis in seine eigene Zeit hinein aus.

Der Text erscheint in dieser Form während des Ersten Weltkriegs und hat so eine scheinbar unmittelbare Anbindung an das Leid vieler Menschen. Aber hier bildet sich vor allem ein geistiges Klima heraus, das der frühen Existenzphilosophie, und hier hinein gehört auch die Rezeption des ‚Ackermann‘. Schlaglichtartig soll das ‚Brenner‘-Jahrbuch von 1915 in den Blick rücken, um die Bedeutung solcher Lesarten des Todes anzudeuten. Der ‚Brenner‘ gilt

---

<sup>22</sup> Detailliert deutet Palmer solche Passagen. Er weist darauf hin, dass die metaphorischen Wendungen nicht als „Besitz“ missdeutet werden sollten. Der Ackermann habe nicht seinen Besitz verloren, aber Palmers Deutung zielt auch auf die Berechtigung des Ackermanns zu seiner Klage – und letztlich auf eine existenzielle Interpretation des Textes; vgl. Palmer: Literarische Fiktion und Autobiographie im ‚Ackermann aus Böhmen‘ (Anm. 5), S. 314–322.

als bedeutendste expressionistische Zeitschrift Österreichs – zahlreiche Veröffentlichungen Georg Trakls oder Else Lasker-Schülers stehen zum Beispiel dafür. Das Erscheinen während des Ersten Weltkriegs wird eingestellt, mit der Ausnahme des ‚Brenner‘-Jahrbuchs von 1915, in dem an die Toten des Ersten Weltkriegs und insbesondere an den Tod des Dichters Georg Trakl gedacht wird, der eine freundschaftliche Verbindung zu den Autoren und dem Herausgeber des ‚Brenners‘ pflegte. In diesem Jahrbuch, in dem einige der ganz berühmten Trakl-Gedichte zum ersten Mal gedruckt wurden, findet sich ein Text Kierkegaards in deutscher Übersetzung, überschrieben mit dem Titel ‚Vom Tode‘. Darin entwickelt Kierkegaard eine Sicht auf den Menschen, die existenziell genannt werden kann, ausgehend vom Wissen des Menschen über den Tod.<sup>23</sup>

Der Ernst, also der existentielle Ernst, so erläutert Kierkegaard, beginne mit dem Bedenken des eigenen Todes. Kierkegaard unterscheidet im Text den Ernst des Lebens vom Ernst des Todes. Der Ernst des Lebens verleitet zu Fehlschlüssen, denn der Ernst könne nicht in äußeren Umständen liegen. Das heißt, wer in Schwierigkeiten lebt, wie Krankheit oder Armut, und vom Ernst des Lebens spricht, der könnte sich täuschen, wenn er glaubt, nun einen existentiellen Ernst erfasst zu haben. Denn solche „Äußerlichkeiten“ sind nicht dieser Ernst. Der Tod dagegen bezieht sich in jedem Fall auf das Innere, auf die Innerlichkeit des Menschen, denn sobald der Tod im Äußeren ‚da ist‘, ist der Mensch eben tot. „[...] der Ernst des Todes ist ohne Betrug, denn es ist nicht der Tod, der ernst ist, sondern der Gedanke an den Tod.“<sup>24</sup>

So kann der Tod zum personifizierten Lehrmeister dieses Ernstes werden: „Denn der Tod ist der Lehrmeister des Ernstes, und daran erkennt man seine ernste Unterweisung, daß er es dem Einzelnen überläßt, sich selber aufzusuchen, um eben dann den Ernst zu lernen, wie er nur gelernt wird im Menschen selbst.“<sup>25</sup> Das hat für die Rezeption um 1915, also im Ersten Weltkrieg, eine besondere Brisanz. Die Toten des Krieges werden mehr und mehr wahrge-

<sup>23</sup> Vgl. hierzu und zum Folgenden Christian Wiebe: Es wird ernst. Kierkegaard-Lektüren im Expressionismus während des Ersten Weltkriegs. In: *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* 33 (2014), S. 27–38.

<sup>24</sup> Sören Kierkegaard: *Vom Tode*. Übers. v. Theodor Haecker. In: Ludwig von Ficker (Hg.): *Brenner-Jahrbuch 1915*. Innsbruck 1915, S. 15–55, hier S. 16f.

<sup>25</sup> Ebd., S. 20.

nommen. Und von dort wird nun im ‚Brenner‘ der Blick auf den eigenen Tod gelenkt: Kierkegaard geht zum je-eigenen Tod weiter und erst damit setzt der Ernst, der existentielle Ernst, ein.

Diese Gedanken über den Tod werden in den Existenzphilosophien – es sei vor allem Martin Heidegger genannt – bedeutsam, wenn das Leben vom Tode aus in den Blick der Philosophie kommt. Und hier ist an den ‚Ackermann‘ zu denken, der ebenfalls in diesen philosophischen Diskurs eines Lebens zum Tod hingehört. Der Tod als Figur gibt im ‚Ackermann‘ Auskunft über sich selbst:

*Du fragest, was wir sein. Wir sein nichts und sein doch etwas. Deshalb nichts, wann wir weder leben weder wesen noch gestalt noch vnterstent haben, nicht geyst sein, nicht sichtiglich, nit greyffentlich sein. Deshalb etwas, wann wir sein des lebens ende, des wesens ende, des nicht wesens anfang, ein myttell zwischen jn beyden. (A., 32)*

Du fragst, was wir sind. Wir sind nichts und sind doch etwas. Deshalb nichts, weil wir weder Leben noch Wesen noch Form noch Substanz haben, nicht Geist sind, nicht sichtbar, nicht greifbar sind. Deshalb etwas, weil wir des Lebens Ende sind, des Wesens Ende, des Nicht-Wesens Anfang, ein Mittleres zwischen ihnen beiden.

Der Tod als die Mitte zwischen Sein und Nicht-Sein ist eine präzise Bestimmung. Auffallend ist, dass der Tod hier daran festhält, etwas zu sein. Des Lebens Ende, der Punkt des Übergangs ist nicht ein Nichts, sondern ein Etwas, das dem Tod Realität verleiht. Bestimmbar ist diese Wirklichkeit des Todes allerdings nicht: *Du fragest, wie wir sein. Vnbeschedenlich sein wir [...]. (A., 32)* Unbestimmbar ist der Tod oder undeutlich, indifferent, ließe sich vielleicht sogar sagen. Genau diese Unbestimmbarkeit, die zugleich eine Realität beansprucht, findet Eingang in die Überlegungen der Existenzphilosophie. Das Unbestimmbare des Todes, das aber das Leben bestimmt. Nicht allein diese Überlegungen, auch die Paradoxie der Aussage: nichts sein und doch etwas sein, setzt sich im Nachdenken fort. Das Nachdenken über den Tod, über sein ‚Was‘ und ‚Wie‘ ist also nicht allein rhetorische Formung, die die Argumentation vorantreibt, sondern die Rezeption zeigt, dass an die Überlegungen, die im ‚Ackermann‘ formuliert sind, angeknüpft werden konnte. [...] *das leben ist durch sterbens willenn geschaffen (A., 46)*: der gedankliche Weg eines Seins

zum Tode ist damit nicht mehr weit. Heidegger zitiert in ‚Sein und Zeit‘ eine andere Passage aus dem ‚Ackermann‘:

So wie das Dasein vielmehr ständig, solange es ist, schon ein Noch-nicht *ist*, so *ist* es auch schon immer sein Ende. Das mit dem Tod gemeinte Enden bedeutet kein Zu-Ende-sein des Daseins, sondern ein *Sein zum Ende* dieses Seienden. Der Tod ist eine Weise zu sein, die das Dasein übernimmt, sobald es ist: „Sobald ein Mensch zum Leben kommt, sogleich ist er alt genug zu sterben.“<sup>26</sup>

Damit wird explizit, welche Quelle für Heidegger hier von Bedeutung ist – eine andere ist freilich Kierkegaard.<sup>27</sup> Heidegger nutzt hier den Bezug zum ‚Ackermann‘, um zu erläutern, dass das Ende des Todes durchaus verschieden ist von anderen Enden, denn das Sein wird durch den Tod zu einem „Sein zum Ende“.

Diese Rezeptionsgeschichte, die auf eine philosophische Reflexion des Todes hinausläuft und auf den ‚Ackermann‘ hierbei zurückgreift, scheint noch nicht abgeschlossen. Thomas Rentsch, der unter anderem zum Altern forscht, begreift im Altern des Menschen eine „Radikalisierung der menschl-

---

<sup>26</sup> Martin Heidegger: *Sein und Zeit*. Tübingen 1920/2006 (unveränderter Nachdruck der fünfzehnten, an Hand der Gesamtausgabe durchges. Aufl. mit den Randbemerkungen aus dem Handexemplar des Autors im Anhang), hier S.245 (Hervorhebungen im Original). Heidegger merkt zu dieser Passage handschriftlich „der Tod als Sterben“ an, womit der Rückgriff auf den ‚Ackermann‘ noch deutlicher wird. Hier ist an das Sterben des Menschen gedacht, das von der Geburt an das Sein des Menschen bestimme (vgl. ebd., S.444). Vgl. A., 42 (*als schier ein mensche lebendig wirt, als schier ist es alt genug zu sterben.*) Und vgl. auch Thomas Rentsch: *Sein und Zeit. Fundamentalontologie als Hermeneutik der Endlichkeit*. In: Dieter Thomä u. a. (Hgg.): *Heidegger-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart, Weimar 2013, S.48–74, hier S.65–67. Kiening weist darauf hin, dass der von Heidegger zitierte Satz eigentlich auf eine stoische Bewältigung des Todes ziele und hier also missdeutet bzw. umstandslos in ein modernes Denken transponiert sei. Dem ist in Hinblick auf eine adäquate Deutung dieser Passage zuzustimmen, doch eröffnet sich – noch mehr bei den anderen zitierten Selbstaussagen des Todes – ein Deutungsspielraum, der produktiv werden konnte. Dieser Anschluss an den ‚Ackermann‘ durch Heidegger ist keinesfalls zufällig, denn die Anwesenheit der Macht des Todes wird im Text eben nicht stoisch aufgelöst, sondern erst im Richterspruch Gottes; vgl. Kiening: *Schwierige Modernität* (Anm.10), S.304.

<sup>27</sup> Vgl. dazu auch kritisch vor allem Gerhard Thonhauser: *Ein rätselhaftes Zeichen. Zum Verhältnis von Martin Heidegger und Søren Kierkegaard*. Berlin, Boston 2016, bes. S.311–328.

chen Zeitlichkeit“.<sup>28</sup> Der Tod, der im Alter näher rückt, verschärfe bestimmte Aspekte des Lebensvollzugs, so nehme die Bedeutung des Erinnerns zu, das Leben werde damit umso mehr zu einem „Werden zu sich selbst“. Der Rückgriff auf Heidegger, der in der Formulierung dieses Werdens schon anklingt, schließt auch bei Rentsch explizit an den ‚Ackermann‘ an. Er zitiert den Tod mit seiner Auskunft, er sei nichts und doch etwas. Von dieser paradoxen Bestimmung aus kann die Bedeutung des Todes für das Alter des Menschen interpretiert werden. Um den Tod in seiner Bedeutung für die Existenz des Menschen und dann konkreter für eine Ethik des Alterns in der Praktischen Philosophie freilegen zu können, ist offenbar die Position der Figur des Todes im ‚Ackermann‘ noch nicht ‚erledigt‘.

Doch auch die Position des Ackermanns, der den Tod mit aller Entschiedenheit anklagt, wurde weiter aufgegriffen. In ‚Das Buch gegen den Tod‘, in dem Aphorismen Elias Canettis versammelt sind, kommt er auf den ‚Ackermann‘ zu sprechen:

Den ‚Ackermann aus Böhmen‘, den ich in meiner Schulzeit las, muß ich wieder lesen. Ich will erfahren, ob der Haß und Trotz gegen den Tod, der dieses Gespräch erfüllt, wahrhaftig ist oder bloß rhetorisch. Wie wenig echten Haß gegen den Tod gibt es schon in der überlieferten Literatur! Dieses wenige aber muß gefunden, gesammelt und konzentriert werden.<sup>29</sup>

In der posthum herausgegebenen Sammlung von Aufzeichnungen sind diejenigen Aphorismen zusammengestellt, in denen Elias Canetti über den Tod schreibt. Er wendet sich in diesen Aufzeichnungen gegen den Tod, gegen ein Einverständnis mit der Tatsache des Sterben-Müssens. Diese Idee, dieses Projekt hat Canetti umgetrieben.<sup>30</sup> Der Bezug auf die Figur des Ackermanns ist von dieser Idee aus leicht einzusehen und noch mehr, wenn man in Erwägung zieht, Canetti wollte diese Schrift gegen den Tod dialogisch gestalten.<sup>31</sup> Die

---

<sup>28</sup> Thomas Rentsch: Werden zu sich selbst. Das Altern und die Zeitlichkeit des guten Lebens. In: Zeitschrift für Praktische Philosophie 1/1 (2014), S. 263–288, hier S. 265.

<sup>29</sup> Elias Canetti: Das Buch gegen den Tod. Mit einem Nachwort v. Peter von Matt. Aus dem Nachlass hg. v. Peter Hanuschek. München 2014, S. 124.

<sup>30</sup> Vgl. Peter von Matt: Nachwort. In: Elias Canetti: Das Buch gegen den Tod (Anm. 29), S. 308–332.

<sup>31</sup> Vgl. ebd., S. 308f.

Frage, die in der zitierten Reflexion anklingt, ist aus Sicht der Forschung aber falsch gestellt: Die Anklage des Todes ist unbedingt rhetorisch, Wahrhaftigkeit dagegen eine unglücklich gewählte Kategorie. Eher ließe sich fragen, ob die Klage des Ackermanns noch zu überzeugen vermag, ob sich an seine Rhetorik noch anschließen lässt. Canetti stellt diese Möglichkeit selbst in Aussicht und bestätigt so den Status als Klassiker, da dem Text noch nach der Schullektüre eine Bedeutung zukommt: „Den ‚Ackermann aus Böhmen‘ [...] muss ich wieder lesen.“ Vor allem bleibt der Text, weil dieser Rückgriff, ja diese Forderung einer neuen Lektüre, Eingang findet in die posthum herausgegebene Textsammlung, in der Literatur de facto produktiv. Den ‚Ackermann‘ muss man also wieder lesen.